

Suche nach und Vermittlung von Expertenwissen gerne auch abseits des Mainstreams“ (S. 166). Insgesamt bietet der Band eine solide Einführung zum Thema. Mitunter mutet die Mischung aus abstrakteren Überblickskapiteln, persönlichen Beichten von Korrespondenten und praktischen Tipps für die Arbeit seltsam an. Positiv zu erwähnen ist, dass das Buch sehr gut zu lesen und unterhaltsam ist.

Julia Lönnendonker, Dortmund

*Florian Bock: Der Fall „Publik“. Katholische Presse in der Bundesrepublik Deutschland um 1968. Paderborn: Ferdinand Schöningh 2015 (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, Band 128), 554 Seiten, 69,90 Euro.*

In der Einleitung zum schmalen Sammelband „PUBLIK - Episode oder Lehrstück?“ 1974 berichtete ich, dass *Communication Socialis* von Anfang an dem „Fall „Publik““ Interesse entgegengebracht habe. Das Interesse gilt heute dem also betitelten Buch: „Der Fall „Publik““ von Florian Bock. Die Anfänge jener katholischen Wochenzeitung waren vom mittelschweren Geheimhaltungsmantel umgeben, der bei Zeitungsgründungen üblich ist. Das Ende des Blattes (19. November 1971) aber strahlte in einer Überfülle von Transparenz. Synodale Franz Kamphaus sprach auf dem Publik-Tag (11. Mai 1972) der Würzburger Synode von einem „gläsernen Sarg“. Dem Schneewittchen, das nicht wieder erwachen sollte, wurden viele Rosen gestreut, mündliche und schriftliche, die in umfangreichen Bibliographien notiert sind. Als finale Kränze der urteilenden Trauergemeinde konnte man die Publikationen von Schmolke (1974), Roegele (1983) und Schardt (1998) ansehen. Schmolke dachte an einen „künftigen Analysator“, Roegele sprach von Gerüchten und einer Legende, die sich über „Publik“ im Gedächtnis der Nachwelt festgesetzt habe; Schardt brach sein Schweigen und gab einen Rückblick aus seiner Sicht. Wissenschaftlich gesprochen: Es wurde ein Desiderat angezeigt. Autor Bock verspricht, Abhilfe zu schaffen und das „Experimentierfeld innerhalb des nachkonziliaren Katholizismus“ – als solches versteht er „Publik“ – aufzuklären. Sein Vorhaben füllt 554 Seiten; 32 davon sind für das Quellen- und Literaturverzeichnis, weitere elf für das Personen-, Orts- und Sachregister reserviert.

Bock hat einen erheblichen Vorteil gegenüber allen „Publik“-Forschern vor ihm: mehr Quellen, und zwar zugäng-



liche Quellen. Sie lagern seit 2001 im Historischen Archiv des Erzbistums Köln. Neun Regalmeter. Auch die themenbezogenen Sammlungen der Diözesanarchive Essen, Münster, Osnabrück und Limburg hat er genutzt. Den Gesamtüberblick über die Archivlage enthält der Abschnitt 2 der Einleitung.

554 Seiten wollen gegliedert sein. In leichter Überschreitung des Untertitels (Katholische Presse „um 1968“) beginnt der Autor mit den Anfängen von „Publik“ als KWZ (1965–1968) (= Kap. II), untersucht im Kap. III das „Profil von Publik 1968 bis 1971“, die „finanzielle Krise“ (Kap. IV), den „Tod“ von Publik“ (V), „Publik als Medium eines Kirchenbildes“ (VI) und schließlich, beginnend auf Seite 397, „Publik auf der Würzburger Synode“ (VII). Der Gründung von „Publik-Forum“ und dem italienischen „Avvenire“ (1968) werden eigene Kapitel (VIII und IX) gewidmet, ehe im X. Kapitel das endgültige Fazit unter der Fragestellung „Keine Experimente?“ gezogen wird. (Als Hilfe für den Intensiv-Leser: Jeweils ein Zwischenfazit nach II, III, IV, VI, VII, VIII und IX.)

Hilfe kann der Leser brauchen. Denn in den Kapiteln „Finanzielle Krise“ und „Tod“ setzt Bock inhaltlich Vieles voraus, was gliederungssystematisch erst im Kapitel „Publik auf der Synode“ ansteht. Der für den 11. Mai 1972 angesetzte Publik-Tag der Synode hat sich ja als Zünder für die große Informationsexplosion erwiesen: Die Dokumentation Forster, die Gutachten Schmolke und Wagner, die vorbereiteten Texte der zuständigen Kommissionen und nicht zuletzt die mündlichen Beiträge, – all dies erbrachte nicht nur eineinhalb Kilo Informationsmaterial, sondern auch die eingängige Metapher vom gläsernen Sarg. Der Termin 11. Mai erhärtete Luhmanns These von der „Vordringlichkeit des Befristeten“: Am Gutachten „Katholische Publizistik 72/73“ wurde damals in Münster so schnell gearbeitet, dass die Bischofskonferenz daraus bereits den Extrakt „Sofortprogramm“ ziehen konnte, das Besänftigungsplaster für den Verlust-Schmerz. Der große und dichte Komplex 11. Mai wird jedoch für die Nachgeborenen (heute die große Mehrheit der Leser) erst nachträglich aufbereitet, ein *hysteron proteron* innerhalb der Ordnungsstrategie dieses aus einer Dissertation hervorgegangenen Werkes. Was wollte der Buchautor wissen, als er sich ans Werk machte? Relativ knappe Auskünfte finden sich a) in der Einleitung zur Einleitung und b) im Abschnitt I,2 (Leitfragen).

Zu a: Was ging in katholischen Köpfen vor, die da eine katholische Wochenzeitung gründen wollten? Glaubten sie an die Inhalte, die sie für weitergebenswert hielten? Musste „Publik“

gewissermaßen naturgesetzesgemäß scheitern? Und zu b: Welcher medialen „Bewältigungsmechanismen“ bediente sich die Kirche, um mit dem großen *aggiornamento* mitzuhalten? Wie reagierte die sich gerade heftig wandelnde Gesellschaft (1968!) auf das Experiment? „Was wird – jeweils wechselseitig – von Kirche und Welt unter ‚Katholizität‘ verstanden?“

Zur Methode gibt es einen eigenen Abschnitt (I,3) in der Einleitung. Er beginnt mit Überlegungen zur Systemtheorie, verzichtet aber leider auf die Benennung der konkret angewandten Methoden. Aus der Lektüre erkennt man einen Methodenmix aus herkömmlicher (historischer) Dokumentenanalyse und (weitgehend) Diskursanalyse. Zur Nutzung der Oral History-Quellen findet sich keine besondere methodologische Vorgabe.

Die wissenschaftliche Grundlage des Autors ist die Kirchengeschichte, nicht die Kommunikationsgeschichte, obwohl sich Vieles als Beitrag zur Kommunikationsgeschichte liest. Der Kern seines Interesses ist in der Theologie angesiedelt. Das geht besonders aus dem Kapitel „Publik als Medium eines Kirchenbildes“ (VI) hervor, zu dem der Schluss des vorangehenden Kapitels hinüberleitet: Hinter dem „Aneinander-vorbei-Reden“ zwischen den Publik-Leuten und ihren Rezipienten habe sich „ein theologisches Konzept, ja ein Kirchenbild“ verborgen.

Dieses war freilich arg facettiert, um nicht zu sagen: zer splittert. Spätestens hier wird der Milieu-Begriff zum Hauptgegenstand. Forum (nicht verstehbar ohne den heterogenen Katholizismus von 1968) und Milieu (NB! katholisches Milieu, woran „Publik“ laut Schardt schließlich gestorben ist) sind gesellschaftsanalytische Begriffe, die sich in das theologische Anliegen Bocks immer wieder einfügen. Die Klärung beider Begriffe im zeitgeschichtlichen Kontext wäre Stoff genug gewesen für eine Dissertation.

Katholisches Milieu und neues, d. h. soziodemographisch verstandenes (Sinus-)Milieu finden sich nebeneinander, wenn es z. B. (S. 389) heißt: „die katholischen Intellektuellen kaufen [Publik] nicht“, – klar, sie wurden von den Planern zum (alten) Milieu gezählt, während sie längst auch im neuen Milieu saßen, das seine Informationen und Anregungen zu Religion und Kirche aus den säkularen Medien holte. So liefert Bock Denkanstoß um Denkanstoß, reichert seine verschlungenen, wenngleich meist logischen Teppichmuster noch um Exkurse oder exkursartige Kapitel (AKP, „Rhein-Mainische Volkszeitung“, „Avvenire“) an und lässt so manches Mal – ob der Fülle – das Weltkind in der Mitten stehen. Was bringt das endgültige Fazit (Kap. X)?

Es trägt den Titel „Keine Experimente?“ Das ist – ohne das Fragezeichen – eine Wahl-Slogan (1957) aus der Adenauer-Zeit. Er hat dem alten Herrn den größten Wahlerfolg seiner Ära eingebracht (53 Prozent der Mandate für die Union). Bei einem „Publik“-Zeitgenossen löst er wahrscheinlich andere Assoziationen aus als bei einem heutigen Jung-Wissenschaftler. Die Publik-Gründung war zwar ein Experiment, allerdings mit 15 Millionen DM an der Obergrenze einer bloßen Versuchsanordnung liegend. Das Projekt mit „Keine Experimente“ zu verabschieden, täte den Gründungsfinanzierern Unrecht. Die Mehrheit der deutschen Bischöfe wollte etwas für die Dauer schaffen, ein „Blatt im großen Stil“, wie man im 19. Jahrhundert gesagt hätte, – eine Institution. Der „Fall“ zeigt, dass es hier tatsächlich um „Chancen der kirchlichen Selbstmodernisierung in den 1960er Jahren“ (Bock S. 494) ging. Aber eben nur Chancen. So manches konzilsangeregte Projekt (auf ganz anderen Feldern als dem der Publizistik) ließ sich damals auch nicht verwirklichen, weil es tatsächlich einen „katholischen Grundkonsens im Sinne eines alle Lager einenden Kirchen- und Gesellschaftsentwurfs“ nicht gab. So ist das Fragezeichen hinter dem Slogan von 1957 höchst angezeigt. Der aufgeregten Zeit um 1968 sollte man nicht Unrecht tun.

Auch das Schlusskapitel bringt noch weitere neue Denkanstöße. „Publik war als symbolischer Akteur eines sich konstituierenden, nachkonziliaren Bewußtseins geplant...“ (S. 495). Wie viel davon ist wirkmächtig geblieben? Wird das Großunternehmen Kirche inzwischen nicht von ganz anderen Sorgen geplant, z. B. um vorkonziliare Strukturen in seiner Zentrale? Oder, um kleinere Brötchen zu backen: Was alles allein aus „Communio et Progressio“ ist bis heute nicht verwirklicht worden? Aus der Konkursmasse von „Publik“ gab es immerhin das Sofortprogramm. Bock tut ihm Unrecht, wenn er ausgerechnet im Fazit sagt, dass es „auf einem eher abstrakten Niveau verblieb und innerhalb der katholischen Presselandschaft kaum Fuß zu fassen vermochte“ (S. 500). Mindestens die Medien Dienstleistung Gesellschaft hat seit nunmehr 41 Jahre Stützmauern in diese Landschaft eingezogen, die das Zerbröseln der *acies formata* bislang verhindert haben.

Am Schluss sind nun keineswegs „alle Fragen offen“. Im Gegenteil, die meisten zum Fall „Publik“ sind, wenn auch nicht alle mit letzter Klarheit, beantwortet. Aus dem gläsernen Sarg ist ein gläsernes Mausoleum geworden.

Michael Schmolke, Salzburg